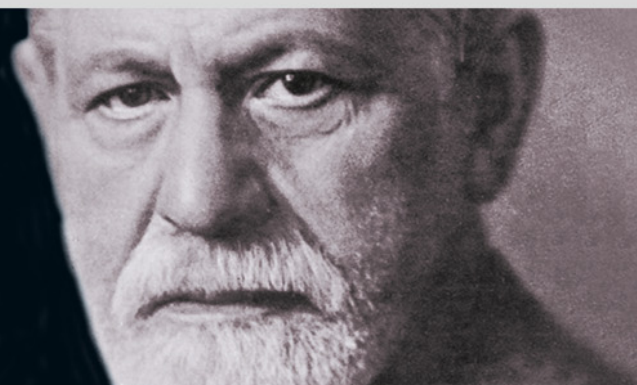


Hans-Martin Lohmann
Joachim Pfeiffer (Hrsg.)



Sonderausgabe

Freud

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Herausgegeben
von Hans-Martin
Lohmann und
Joachim Pfeiffer

Freud- Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Sonderausgabe

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Mit freundlicher Förderung durch Ulrike Crespo
und die Ursula Ströher Stiftung, Basel.

Die Herausgeber:

Hans-Martin Lohmann ist freier Publizist, ehem.
Chefredakteur der Zeitschrift »Psyche«;

zahlreiche Publikationen zu Freud.

Joachim Pfeiffer ist Professor für Neuere deutsche
Literatur und Literaturdidaktik an der Pädagogischen
Hochschule Freiburg; Mitherausgeber
des »Jahrbuchs Literatur und Psychoanalyse«.

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02514-2
ISBN 978-3-476-01242-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-01242-5

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmun-
gen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

© 2013 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche
Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel
Verlag GmbH in Stuttgart 2013
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Vorwort

Wie alle wahrhaft großen Werke der Geistesgeschichte ist auch das Freudsche Werk keineswegs unumstritten. Aber jenseits der Frage, mit welchem Recht über Freud gestritten werden kann und soll, erhebt sich sein Werk als ein geistiges Monument, dessen Strahlkraft schwer zu überschätzen ist. Die Historiker der modernen Ideen- und Geistesgeschichte sind sich darin einig, daß Freud gleichrangig neben Gestalten wie Marx, Nietzsche und Max Weber steht – so etwa das Urteil Eric Voegelins. Freuds widerspruchsvolles Werk hat die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen und Theorien, aber auch unser Alltagsbewußtsein, unsere Sprache und unsere kulturellen Verhaltenscodes maßgeblich beeinflußt. Selbst da, wo es auf explizite Kritik und Ablehnung stößt, ist seine Wirkung noch spürbar. Trotz aller Zurückweisungen, die Person und Werk immer wieder erfahren haben, steht Freuds enorme Bedeutung für die Entzifferung von vergangener und gegenwärtiger Kultur- und Gesellschaftsgeschichte außer Frage. Für Michel Foucault gehört Freud zu den »Diskursivitätsbegründern« der Moderne, d. h. zu den Begründern einer neuen Redeordnung – ein Attribut, das Foucault nur wenigen Autoren zuerkennen wollte.

Die Rezeption des Freudschen Werks war, zumal in den Kreisen professionell arbeitender Psychoanalytiker, lange Zeit von der einseitigen Konzentration auf den klinisch-therapeutischen Aspekt geprägt, während die kulturtheoretische Sichtweise Freuds, nicht zuletzt auch wegen ihrer unbequemen und schwer einzuordnenden Implikationen, eher mit Zurückhaltung aufgenommen wurde. Für Freud indessen war die Kulturtheorie – also sein Nachdenken über Ursprung und Entstehung von Kultur sowie über ihr mögliches Scheitern – nicht ablösbar von den klinischen und metapsychologischen Aspekten seiner Lehre; beide bilden vielmehr eine untrennbare Einheit. Welche zentrale Rolle in Freuds Selbstverständnis seine kulturtheoretischen Erörterungen und Reflexionen spielen, wird aus dem Nachtrag zur »Selbstdarstellung« (1935) deutlich, wo es heißt:

»Nach dem lebenslangen Umweg über die Naturwissenschaften, Medizin und Psychotherapie war mein Interesse zu jenen kulturellen Problemen zurückgekehrt, die dereinst den kaum zum Denken erwachten Jüngling gefesselt hatten. Bereits mitten auf der Höhe der psychoanalytischen Arbeit, im Jahre 1912, hatte ich in ›Totem und Tabu‹ den Versuch gemacht, die neu gewonnenen analytischen Einsichten zur Erforschung der Ursprünge von Religion und Sittlichkeit auszunützen. Zwei spätere Essays ›Die Zukunft einer Illusion‹ 1927 und ›Das Unbehagen in der Kultur‹ 1930 setzten dann diese Arbeitsrichtung fort. Immer klarer erkannte ich, daß die Geschehnisse der Menschheitsgeschichte, die Wechselwirkungen zwischen Menschennatur, Kulturentwicklung und jenen Niederschlägen urchzeitlicher Erlebnisse, als deren Vertretung sich die Religion vordrängt, nur die Spiegelung der dynamischen Konflikte zwischen Ich, Es und Über-Ich sind, welche die Psychoanalyse beim Einzelmenschen studiert, die gleichen Vorgänge, auf einer weiteren Bühne wiederholt« (GW XVI, 32 f.).

Freud versteht die Psychoanalyse also keineswegs als eine psychologische Theorie atomisierter Individuen; vielmehr rückt bei ihm die Beziehung zwischen individueller und kultureller Entwicklung, zwischen Individuum und sozialer Organisation, zwischen Ontogenese und Phylogenese ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Bestimmung der Relation von individueller »Menschennatur« und kollektiver »Menschheitsgeschichte« bildet den Dreh- und Angelpunkt der Freudschen Theorie. Von daher wird auch das inzwischen erwachte Interesse der Kulturwissenschaften an der Psychoanalyse verständlich, das sich in einer Vielzahl von interdisziplinär betriebenen Forschungsprojekten und Fragestellungen ausdrückt. Das Unbewußte im Freudschen Sinne ist – man muß dies freilich mit aller gebotenen Zurückhaltung formulieren, um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen – eben nicht nur eine Dimension des Individuums, sondern auch eine von kulturellen und zivilisatorischen Entwicklungen, von sozialen Prozessen und künstlerischen wie intellektuellen Schöpfungen.

Das vorliegende Handbuch will diesem Zusammenhang Rechnung tragen. Sein vorrangiges Interesse ist also kulturwissenschaftlich determiniert, wengleich andere Gesichtspunkte, auch klinische, nicht gänzlich vernachlässigt werden. Freuds Werk

wird in all seinen Facetten in den Blick genommen: Sämtliche Schriften werden in thematisch zentrierten, zuweilen auch chronologisch angeordneten Werkgruppen vorgestellt, die wichtigsten Themen und Thesen der Freudschen Theorie diskutiert und auf ihre Rezeption und Wirkung hin befragt. Der Werkpräsentation und -analyse geht ein umfangreiches Kapitel voraus, das den sozialhistorisch-politischen, wissenschaftsgeschichtlichen und biographischen Kontext von Freuds Werk skizziert. Das Auswahlkriterium für die »Themen und Motive« des dritten Teils verdankt sich vor allem kulturtheoretischen Aspekten und Fragestellungen; die klinisch-therapeutischen Gesichtspunkte, die in anderen psychoanalytischen Handbüchern und Nachschlagewerken breiten Raum einnehmen, traten dabei naturgemäß in den Hintergrund. Der Rezeption des Freudschen Werks in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen und Ausfächerungen – von der Philosophie über die Literaturwissenschaft bis zur Theorie des Films, von der Ethnologie über die Soziologie bis zur Politischen Psychologie, vom Marxismus über die Kritische Theorie bis zum Feminis-

mus – sind die Beiträge des vierten Teils gewidmet. Besonders hier wird die immense wirkungsgeschichtliche Bedeutung der Freudschen Psychoanalyse sichtbar – ihre produktive und kritische Kraft, alte Fragen wieder aufzugreifen und neue zu stellen. Mehr denn je gilt heute, was der Erfinder der Psychoanalyse vier Jahre vor seinem Tod, als sein Werk vom Nationalsozialismus tödlich bedroht war, noch als Wunsch und »Illusion« bezeichnet hatte: daß er »zu den Autoren gehört, denen eine große Nation wie die deutsche bereit ist, Gehör zu schenken« (GW XVI, 33). Wie aus vielen Beiträgen des Handbuchs hervorgeht, sind es nicht nur die Deutschen, bei denen Freuds Werk Widerhall und Aufnahme gefunden hat.

Ohne tatkräftige materielle und ideelle Unterstützung könnte ein Unternehmen wie dieses nicht gelingen. Der besondere Dank der Herausgeber geht deshalb an den ›Arbeitskreis für Literatur und Psychoanalyse‹ in Freiburg sowie an Lothar Bayer, Ulrike Crespo, Ute Hechtfisher und Katherine Stroczan.

Die Herausgeber

Inhalt

I. Freud und seine Epoche

1. Der Epochenkontext	1
1.1 Politik und Gesellschaft in Freuds Wien (1860–1938)	1
1.2 Philosophischer Kontext	10
1.3 Die Wiener Moderne	25
1.4 Anfänge der modernen Sexualwissenschaft	39
2. Die intellektuelle Biographie	49

II. Werke und Werkgruppen

1. Frühe Schriften	77
1.1 Die sogenannten voranalytischen Schriften	77
1.2 Die Kokain-Schriften	79
1.3 <i>Zur Auffassung der Aphasien</i> (1891)	81
2. Hysterie-Studien	84
3. Vorlesungen und einführende Schriften	94
4. Schriften zur Traumdeutung	106
5. Theorie des Unbewußten	118
5.1 <i>Zur Psychopathologie des Alltagslebens</i> (1901)	118
5.2 <i>Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten</i> (1905)	119
5.3 <i>Das Ich und das Es</i> (1923)	121
5.4 Metapsychologische Schriften	123
5.5 Weitere Schriften zum Unbewußten	129
6. Zwangshandlungen, Phobien, Paranoia, Theorie der Angst	134
7. Behandlungstechnik	139
8. Sexualtheorie und Triebtheorie	146
8.1 <i>Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie</i> (1905)	146

8.2 <i>Die »kulturelle« Sexualmoral und die moderne Nervosität</i> (1908)	149
8.3 <i>Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens</i> (1910–1918)	151
8.4 <i>Zur Einführung des Narzißmus</i> (1914)	154
8.5 <i>Jenseits des Lustprinzips</i> (1920)	158
8.6 Psychosexualität der Frau	162
9. Kulturtheorie	168
9.1 <i>Totem und Tabu</i> (1912/13)	168
9.2 <i>Massenpsychologie und Ich-Analyse</i> (1921)	171
9.3 <i>Die Zukunft einer Illusion</i> (1927)	174
9.4 <i>Das Unbehagen in der Kultur</i> (1930)	178
9.5 <i>Der Mann Moses und die monotheistische Religion</i> (1939 [1934–38])	181
9.6 Schriften zum Thema Krieg und Tod	187
10. Literatur und Kunst	193
10.1 <i>Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Grädiva«</i> (1907)	193
10.2 <i>Der Dichter und das Phantasieren</i> (1908)	195
10.3 <i>Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci</i> (1910)	197
10.4 <i>Das Motiv der Kästchenwahl</i> (1913)	199
10.5 <i>Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit</i> (1916)	201
10.6 <i>Eine Kindheitserinnerung aus »Dichtung und Wahrheit«</i> (1917)	203
10.7 <i>Das Unheimliche</i> (1919)	204
10.8 <i>Der Humor</i> (1927)	207
10.9 <i>Dostojewski und die Vätertötung</i> (1928)	208
10.10 <i>Psychopathische Personen auf der Bühne</i> (1942)	210
10.11 <i>Der Moses des Michelangelo</i> (1914)	211
11. Autobiographische Schriften	215
12. Briefe	220
13. Der Autor Freud	232

III. Themen und Motive

1. Kulturbegriff 239
2. Antike und Mythos 246
3. Religion 253
4. Biologie und Materialismus 260
5. Krankheit und Gesundheit 264
6. Theater, Szene und Spiel 271

IV. Rezeptions- und Wirkungsgeschichte

1. Psychoanalyse 277
 - 1.1 Rezeption im deutschsprachigen Raum 277
 - 1.2 Rezeption in Frankreich 283
 - 1.3 Rezeption in den angloamerikanischen
Ländern 287
 - 1.4 Institutionalisierung der Psychoanalyse 292
2. Psychologie 296
3. Kulturwissenschaft 302
4. Kunst und Kunsttheorie 307
5. Literatur 319
6. Literaturwissenschaft 329

7. Philosophie 348
8. Marxismus 373
9. Kritische Theorie 377
10. Feminismus/Gender Studies 383
11. Pädagogik 396
12. Film- und Kintheorie 402
13. Ethnopschoanalyse 412
14. Soziologie 417
15. Politische Psychologie 423

V. Anhang

1. Zeittafel 431
2. Siglen 433
3. Freuds Schriften chronologisch nach
den Gesammelten Werken 434
4. Die Autorinnen und Autoren 440
5. Personenregister 442

I. Freud und seine Epoche

1. Der Epochenkontext

1.1 Politik und Gesellschaft in Freuds Wien (1860–1938)

Das Habsburgerreich um 1860

Das habsburgische Österreich, obwohl territorial weit in den Osten und Südosten Europas ausgreifend, war über Jahrhunderte hinweg politisch und kulturell eng mit dem Schicksal des Deutschen Reiches verwoben. Erst im 19. Jh., zunächst unter den militärischen und politischen Schlägen Napoleons, dann im Zuge der sich anbahnenden »kleindeutschen« Lösung, die in der Niederlage Habsburgs im preußisch-österreichischen Waffengang von 1866 (Königgrätz) gipfelte, kam es zur endgültigen Trennung von Deutschland und Österreich. Fortan gingen die beiden zentraleuropäischen Mächte ihre eigenen Wege, wenn auch zumindest bündnispolitisch bald wieder geeint. In kultureller und politischer Hinsicht blieb die Habsburgermonarchie mit ihren deutschsprachigen Eliten ohnehin weiter stark deutschorientiert.

Nach den europäischen Revolutionen von 1848/49, die auch das multinationale Reich in seinen Grundfesten erschüttert hatte, war das Habsburger Regime unter Kaiser Franz Joseph I. (1848–1916) zunächst bemüht, die alten vorrevolutionären Verhältnisse zu restaurieren, indem eine föderative Gliederung des Vielvölkerstaats widerrufen, die Landtage aufgelöst und die ungarische Verfassung außer Kraft gesetzt wurden. Absolutismus und Zentralisierung, mittels eines ausgeklügelten bürokratischen Apparats – von Robert Musil in seinem epochalen Romanwerk *Der Mann ohne Eigenschaften* satirisch unter die Lupe genommen – exekutiert und von Armee und Geheimpolizei unterstützt, avancierten zu Leitmaximen des politischen Systems. Erst nach 1859, unter dem Eindruck der militärischen Schlappe in Italien und des damit einhergehenden Ansehensverlusts der Monarchie bei der Bevölkerung, bequeme sich das Regime widerstrebend zu gewissen innenpolitischen Reformmaßnahmen, die insgesamt freilich inkonsequent

und widersprüchlich ausfielen, besonders im Hinblick auf die Wünsche der unterworfenen Nationalitäten. So wurde 1861 zwar ein Zweikammer-Parlament für die gesamte Monarchie eingerichtet, zugleich aber durch das Wahlverfahren dafür gesorgt, daß die deutschen Vertreter stets die Mehrheit hatten.

Die Niederlage im Krieg mit Preußen, die Habsburg seiner europäischen Großmachtstellung zu berauben drohte, führte zu einem Kompromiß vor allem mit den Ungarn, die sich seit langem heftig gegen die politische und kulturelle Hegemonie der Deutschen sträubten. Die Errichtung der Doppelmonarchie im Jahre 1867 gewährte Ungarn weitgehende Zugeständnisse und innenpolitische Autonomie, während außen-, militär- und finanzpolitisch die beiden Reichsteile weiterhin gemeinsam regiert wurden. Der Kaiser von Österreich war zugleich König von Ungarn. Dieser Kompromiß sicherte einerseits den Fortbestand und die europäische Machtstellung der Habsburgermonarchie, sorgte aber andererseits auch dafür, daß das politische Arrangement zwischen der deutschen Minderheit in der westlichen und der ungarischen Minderheit in der östlichen Reichshälfte auf Kosten von Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Serben und Rumänen ging, die weiterhin in der Position unterdrückter Völker verharrten. Die Nationalitätenfrage blieb fortan stets virulent und wurde erst gelöst, als der alte Vielvölkerstaat 1918/19 aufhörte zu existieren.

Nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich war das Habsburgerreich um die Mitte des 19. Jhs., jedenfalls im Vergleich zur westeuropäischen Entwicklung, zurückgeblieben. Das hatte sich nicht zuletzt daran dramatisch gezeigt, daß im preußisch-österreichischen Konflikt von 1866 die österreichische Armeeführung aufgrund des mangelhaft ausgebauten Eisenbahnnetzes nicht in der Lage war, die benötigten Truppen von der italienischen Front rechtzeitig an den böhmischen Kriegsschauplatz zu verlegen (Craig 1974/1981, 176) – Indikator dafür, daß Österreich noch längst nicht den Anschluß an

die industrielle Dynamik der Moderne gefunden hatte. Daran trug zum einen die deutsche Führungselite schuld, der die Historiker Indolenz, fehlendes Verantwortungsbewußtsein und zum Teil auch Unfähigkeit vorgeworfen haben. Das Problem lag aber auch beim Kaiser selbst, der das Zentrum der politischen Macht bildete, diese freilich nie wirklich konsequent einsetzte. Der Schriftsteller Karl Kraus charakterisierte Franz Joseph als eine »Unpersönlichkeit«, die gleichwohl allen Institutionen ihren Stempel aufdrückte: »Ein Dämon der Mittelmäßigkeit hatte unser Schicksal beschlossen« (zit. nach ebd., 294). Dem Dämon österreichischer Mittelmäßigkeit und Schwerfälligkeit insgesamt verlieh Musil den schönen Namen »Kakanien« (Musil 1952, 31 ff.).

Ein liberaler Aufschwung

In dieser Situation relativer Stagnation erhielten jene gesellschaftlichen Kräfte Auftrieb, die ein elementares Interesse an konstitutionellen Reformen und Liberalisierung der Verhältnisse hatten. Vor allem das aufstrebende Bürgertum – Industrielle, Kaufleute, Akademiker – wandte sich gegen den vorherrschenden Klerikalismus und die Privilegien des Adels, indem es im Interesse des kommerziellen Fortschritts und geistiger Freiheit energisch auf Reformen drängte. So kam es zu Beginn der 1860er Jahre, just zu dem Zeitpunkt, als sich die Familie Freuds in der Wiener Leopoldstadt niederließ, zu einer Reihe von Erlässen und gesetzgeberischen Maßnahmen, die den Immobilismus des Systems ins Wanken brachten. Die liberale Partei, um deren parlamentarische Unterstützung sich der Kaiser aus Gründen politischer Zweckdienlichkeit hinfert bemühte, erreichte beeindruckende Erfolge: Liberalisierung der Pressegesetze, Verbesserungen im Rechtsprechungsverfahren, Aufhebung von Gesetzen zur Einschränkung der Rechte von Juden sowie Militärreformen und Maßnahmen zur Förderung des ökonomischen Wachstums. Außerdem entzog man die Schulen der kirchlichen Bevormundung, der Religionsunterricht wurde freiwillig und die Zivilehe staatlich anerkannt.

Nicht zuletzt für die große jüdische Minderheit des Kaiserreichs bedeuteten diese Veränderungen, die ihr die volle bürgerliche Gleichberechtigung einbrachte, eine schlagartige Verbesserung ihrer Lage. Folgt man dem interessanten Hinweis Hannah Arendts (1951/1993, 89f.), daß die Juden das eigentliche »Staatsvolk« der Donaumonarchie darstellten, da sie weder eine eigene Klasse bildeten wie etwa Adel, Bourgeoisie oder Arbeiterschaft noch eine eigene Nationalität wie etwa Deutsche, Tschechen, Polen oder Ukrainer,

die jeweils auf ihre partikularen Interessen pochten, sondern daß sie gewissermaßen unmittelbar zum staatlichen Machtzentrum standen, dann wird ihre singuläre oder »anomale« Stellung besonders deutlich: »Die Anomalie des jüdischen Verhältnisses zum Staat lag in der Tatsache, daß hier ein Volk in eine politische Rolle gedrängt wurde, das selbst keine politische Repräsentanz hatte« (ebd., 58). Freilich hatten sie als Juden gerade dadurch am meisten zu gewinnen. Denn ihre bürgerliche Existenz hing nicht von der Teilhabe an einer sozialen Klasse oder nationalen Gemeinschaft ab, sondern allein vom Maß der Freiheit und Freizügigkeit, die ein liberaler Staat garantierte. »Der Kaiser und das liberale System boten den Juden einen Status, ohne eine Nationalität zu fordern; sie wurden zum übernationalen Volk des Vielvölkerstaates und in der Tat zu dem Volk, das in die Fußstapfen der früheren Aristokratie trat. Ihr Glück stand und fiel mit dem des liberalen kosmopolitischen Staates« (Schorske 1980/1982, 123).

In der *Traumdeutung* hat Freud eine Episode aus seiner Jugendzeit erzählt, die in der Freud-Literatur immer wieder beispielhaft angeführt wird, weil sie ein Schlaglicht auf die veränderte Situation wirft, die sich für die Juden in den 1860er und 70er Jahren eröffnet hatte. Sein Vater Jacob pflegte den Jungen auf seinen Spaziergängen durch die Straßen Wiens mitzunehmen und ihm die Dinge der Welt zu erklären. Bei einer dieser Gelegenheiten erläuterte ihm Jacob, wie grundlegend sich die Verhältnisse zum Besseren für die Juden in Österreich gewandelt hätten: »Als ich ein junger Mensch war, bin ich in deinem Geburtsort am Samstag in der Straße spazieren gegangen, schön gekleidet, mit einer neuen Pelzmütze auf dem Kopf. Da kommt ein Christ daher, haut mir mit einem Schlag die Mütze in den Kot und ruft dabei: Jud, herunter vom Trottoir! ›Und was hast du getan?‹ Ich bin auf den Fahrweg gegangen und habe die Mütze aufgehoben, war die gelassene Antwort« (GW II/III, 203). Zwar war der Sohn nicht begeistert über die passiv-unterwürfige Reaktion des Vaters, aber die Geschichte illustrierte ihm doch sehr plastisch, wie sehr sich die Zeiten seitdem geändert hatten.

Der Sieg des Liberalismus in der Doppelmonarchie brachte also zumal der jüdischen Bevölkerung handfeste Vorteile, was sich nicht zuletzt darin zeigte, daß einige Juden zu Kabinettsmitgliedern im sog. Bürgerministerium aufstiegen. Karrieren wurden möglich, die man sich vor kurzem noch nicht hatte vorstellen können – im Wirtschaftsleben, im akademischen und wissenschaftlichen Feld, in der Politik. Noch Jahrzehnte später beschwor Freud jene Zeit als eine Ära,

in welcher »jeder fleißige Judenknabe [...] das Ministerportefeuille in seiner Schultasche« trug (ebd., 199). Daß Freud selber sich um die Zeit seines Abiturs mit dem Gedanken trug, Jura zu studieren und eine politische Laufbahn einzuschlagen, ist verbürgt (ebd.; Jones I, 48; Gay, 34). Wie so viele andere Juden seiner Generation blieb Freud Zeit seines Lebens ein eingefleischter Liberaler, einfach deshalb, weil das Bündnis mit dem politischen Liberalismus das Selbstverständliche und Naheliegende war.

Die Krise des Liberalismus

Aber schon in den 1870er Jahren begann sich der Horizont einzutrüben. Der Börsenkrach des Jahres 1873, der nicht nur zum Bankrott großer Firmen und Banken führte, sondern auch zum Ruin von kleinen Geschäftsleuten, Handwerkern und Sparern, offenbarte, wie dünn die zivilisierte Decke war, die den traditionellen Antisemitismus der österreichischen Gesellschaft in den zurückliegenden Jahren eingedämmt hatte. Obwohl natürlich jüdische Geschäftsleute, Bankiers und Kleinsparer vom »Großen Krach« ebenso betroffen waren wie alle anderen auch, entluden sich in der Öffentlichkeit heftige antisemitische Exzesse, indem man »die Juden« zum Sündenbock stempelte. Im Grunde waren es die typischen Begleiterscheinungen einer überstürzten Industrialisierung und Kommerzialisierung, die mit dem Liberalismus in der k.u.k. Monarchie, wenn auch verspätet, Einzug gehalten hatten, die zu vorhersehbaren Verwerfungen führten: eine »New Economy« gewissermaßen, deren überhitztes Wachstum zu sagenhaften Spekulationsgewinnen einerseits und zu ebensolchen Verlusten andererseits führte; ein im Entstehen begriffenes Industrieproletariat, das sich erst seine politische Form suchen mußte; dazu die weiterhin schwelende Nationalitätenfrage, durch die alle Errungenschaften und Kompromisse immer wieder infrage gestellt wurden. In der Krise von 1873 waren es also die Juden, die für das wirtschaftliche Desaster herhalten mußten.

Wien war in jenen Jahren eine Stadt, die sich in rapidem Tempo zur Großstadt und Metropole entwickelte. Als Freud sein Medizinstudium abschloß, hatte Wien mehr als 700.000 Einwohner, davon viele, nicht zuletzt Juden, die erst in den zurückliegenden Jahren aus den entfernten östlichen Reichsteilen zugewandert waren. 1857, als Freud ein Jahr alt war, gab es laut einer Volkszählung gerade einmal gut 6000 Juden in Wien, was etwa zwei Prozent der Bevölkerung entsprach. Nur zehn Jahre später, infolge der günstigen politischen Bedingungen und der ver-

besserten wirtschaftlichen Chancen, lebten bereits 40.000 Juden in der Kapitale mit einem Anteil von sechs Prozent an der Gesamtbevölkerung. 1880, als ihre Zahl auf über 72.000 gestiegen war, war jeder zehnte Einwohner von Wien Jude (Gay, 30; Hamann 1996/2004, 468).

Wenn schon gebildete Zeitgenossen wie der Schweizer Gelehrte Jacob Burckhardt das Zentrum der k.u.k. Monarchie als »verjudet« bezeichneten, verwundert es nicht, daß die *vox populi* dies nicht viel anders artikuliert. Für nicht wenige eingesehene deutsche Wiener war die massive »jüdische Invasion«, wie es im antisemitischen Jargon hieß, schwer erträglich. Das betraf zum einen die erkennbare äußere Andersartigkeit von Menschen, die, oft ärmlicher Herkunft, aus den peripheren östlichen Zonen des Habsburgerreiches, vor allem aus Galizien, zugewandert waren und ihre eigenen Gewohnheiten mitgebracht hatten. Peter Gay deutet an, daß auch der junge Freud, selber Sohn jüdischer Zuwanderer aus Mähren, die Neigung hatte, Ressentiments gegen die Eigenart der Ostjuden zu entwickeln (Gay, 29). Zum andern war auf Dauer nicht zu übersehen, daß viele jüdische Neubürger Wiens, fleißig, intelligent und ehrgeizig, wie sie waren, zunehmend einflußreiche gesellschaftliche Positionen gewannen und besetzten. Nicht wenige jüdische Industrielle, Bankiers und Kaufleute brachten es zu viel Geld und Einfluß. Jüdische Akademiker waren in bestimmten Berufsgruppen überproportional vertreten – man schätzt, daß in den 1880er Jahren mindestens die Hälfte aller Wiener Rechtsanwälte, Ärzte und Journalisten Juden waren.

Vor allem im kulturellen Leben der Stadt war die jüdische Dominanz eindrucksvoll. Verlagswesen und Zeitschriftenredaktionen, Musik und Theater, Literatur und bildende Kunst, Philosophie und Wissenschaft waren fast Synonyme für jüdische Geistigkeit und intellektuelle Begabung (Beller 1989/1993, 46 ff.). Namen wie Karl Kraus, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Hugo Bettauer, Otto Weininger, Hans Kelsen, Otto Neurath und Gustav Mahler stehen für das enorme Potential an Bildung und Brillanz, über das die jüdische Population verfügte. Die Juden waren gewissermaßen die »Protestanten« Wiens (ebd., 264), insofern sie in einer eher statischen katholischen Umgebung jenes bewegliche Ferment bildeten, das Urbanität, Weltoffenheit und Geschäftssinn verkörperte (Wassermann 1921/2005, 107). Und obwohl sich viele Juden Wiens, eng dem politischen Liberalismus verbunden und um Assimilation an die Normen der nichtjüdischen Mehrheit bemühten – aus Karrieregründen konvertierten manche zum Katholizismus (ebd., 19) –, nah-

men antisemitische Einstellungen im Laufe der Zeit wieder deutlich zu. Gordon Craig datiert das Ende der liberalen, relativ judenfreundlichen Ära in Österreich und damit das Wiedererstarken antisemitischer Strömungen auf das Jahr 1879 (Craig 1974/1981, 296). Für die Feinde der Juden waren Liberalismus und Judentum ein und dasselbe. Und da alle Nationalitäten Österreich-Ungarns, selbst viele Deutsche, die sich politisch am Deutschen Reich orientierten, antihabsburgisch eingestellt waren, waren sie zugleich auch alle antisemitisch eingestellt. Es sei daran erinnert, daß in ebendiesem Jahr antiliberal und nationalistisch eingestellte Figuren wie der protestantische Hofprediger Adolf Stoecker und der Historiker Heinrich von Treitschke (»Die Juden sind unser Unglück!«) in Deutschland eine heftige antisemitische Kampagne ins Rollen gebracht hatten (vgl. Craig 1978/1983, 146 f.; Winkler 2000, 228 ff.; Bergmann 2002, 40 ff.). Alles in allem, so Freuds Biograph Peter Gay, handelte es sich bei der kurzen liberalen Ära bloß um »ein nervöses Zwischenspiel zwischen dem alten Antisemitismus und dem neuen« (Gay, 30) oder, anders ausgedrückt, für die Juden Österreich-Ungarns um die »wohl glücklichste Phase ihrer Geschichte« (Hamann 1996/2004, 468).

Populistischer Antisemitismus

Die wiederaufgelebte Feindschaft gegen die österreichischen Juden organisierte sich um zwei Zentren oder Bewegungen. Sie scharte sich einmal um Georg von Schönerer (1842–1921), der für eine stramm deutschnationale Linie stand und die neue antijüdische Stimmung – einen lärmenden, zu Krawallen neigenden Antisemitismus – in der Öffentlichkeit salonfähig machte. Nach dem Urteil Carl Schorskes war Schönerer »der mächtigste und konsequenteste Antisemit« Österreichs (Schorske 1980/1982, 123), der vorzugsweise im Trüben fischte, dort, wo sich Benachteiligte und Deklassierte aller Art fanden. Auf Dauer einflußreicher und wirkungsmächtiger als Schönerer war freilich Karl Lueger (1844–1910), der aus kleinen Verhältnissen stammte und sich seit den 1870er Jahren in die Wiener Lokalpolitik einmischte. Ursprünglich ein Liberaler, der gegen die preußisch-kleindeutsche Lösung opponiert hatte, entwickelte sich Lueger im Laufe der Zeit zu einem antiliberalen Politiker, der die sozialen Interessen der Unterschichten und des Kleinbürgertums vertrat und sich den Demokraten zurechnete. Ende der 1880er Jahre schließlich, mit der Gründung der Christlich-Sozialen Partei, schuf sich Lueger jenes politische Instrument, das es ihm erlaubte, so heterogene Elemente

wie Demokratie, soziale Reformen, Antisemitismus und Katholizismus zu verschmelzen. In diesem neuartigen politischen Katholizismus fanden die soziale Unzufriedenheit der »kleinen Leute«, der Protest gegen das liberale Laissez-faire und die soziale Ungleichgültigkeit des modernen Kapitalismus sowie der schwelende Antisemitismus Unterschlupf, so daß Lueger Mitte der 1890er Jahre zum einflußreichsten Politiker der österreichischen Kapitale avancierte. 1895 erzielte er bei der Bürgermeisterwahl die Mehrheit der Stimmen – was Freud in einem Brief an Wilhelm Fließ mit dem Hinweis kommentierte, sein eigener Wohnbezirk sei, gegen den allgemeinen Trend, liberal geblieben (F, 144). Auf Druck der Liberalen und Konservativen weigerte sich aber der Kaiser zunächst, Lueger zum Wiener Bürgermeister zu ernennen. Dies war, wie Schorske schreibt, der »letzte Posten« des Liberalismus (Schorske 1980/1982, 136). Zwei Jahre später sah sich Franz Joseph gezwungen, sein Veto aufzuheben, so daß Lueger triumphal sein Amt antreten konnte. Vielleicht ist es mehr als nur Zufall, daß Freud im selben Jahr 1897, als der antisemitische Agitator ins Wiener Rathaus einzog, der jüdischen Loge B'nai B'rith beitrug – ein Zeichen dafür, daß Freud nicht gewillt war, in unruhigen Zeiten seine Zugehörigkeit zum Judentum zu verleugnen. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß sowohl Georg von Schönerer als auch Karl Lueger, gewissermaßen die Virtuosen eines neuen antisemitischen Stils, der nicht mehr primär religiös, sondern rassistisch begründet war, Modell für Adolf Hitler standen (zu Schönerer und Lueger ausführlich Schorske 1980/1982, 115 ff., 126 ff.; Hamann 1996/2004, 337 ff., 393 ff.).

Die katastrophale politische Niederlage des Liberalismus zwang das Judentum des Habsburgerreiches zu der bitteren Erkenntnis, daß trotz aller Assimilierungsanstrengungen der Versuch, zumindest vorläufig, gescheitert war, zu vollwertigen und gleichberechtigten Bürgern der Monarchie aufzusteigen. Freud selber mußte die Erfahrung machen, daß seine anhaltenden Bemühungen, als außerordentlicher Professor an die medizinische Fakultät der Wiener Universität berufen zu werden, immer wieder hintertrieben wurden (Eissler 1966). Erst im März 1902 – nach siebzehn Jahren des Wartens, während acht Jahre das Übliche waren – wurde er zum Titular-Extraordinarius ernannt, und das auch nur aufgrund von »Beziehungen« (Schorske 1980/1982, 190; Charle 1997, 152): »So beschloß ich denn, mit der strengen Tugend zu brechen und zweckmäßige Schritte zu tun, wie andere Menschenkinder auch. Von etwas muß man sein Heil erwarten können und wählte den

Titel zum Heiland. [...] Ich habe gelernt, daß diese alte Welt von der Autorität regiert wird wie die neue vom Dollar. Ich habe meine erste Verbeugung vor der Autorität gemacht, darf also hoffen, belohnt zu werden« (F, 501, 503). Allgemein gilt, daß in den Krisen-jahren um 1897 Karrieren und akademische Beförderungen von Juden schwieriger wurden. So berichtet Freud in der *Traumdeutung* in ironischem Ton von der Auskunft, die einem jüdischen Kollegen, ebenfalls auf eine Beförderung wartend, von einem höheren k.u.k. Beamten erteilt wurde: »daß allerdings – bei der gegenwärtigen Strömung – Se. Exzellenz vorläufig nicht in der Lage sei usw. [...] konfessionelle Rücksichten [...]« (GW II/III, 142). Es ist naheliegend, daß für Freud Karl Lueger zum bestgehaßten Gegner wurde, während er etwa für den Schriftsteller Emile Zola, der um dieselbe Zeit in Frankreich für den verfeimten jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus stritt, die tiefsten politischen Sympathien entwickelte, aber auch für den »semitischen« karthagischen Feldherrn Hannibal, der einst gegen Rom – welches Freud wiederum mit dem antisemitischen Katholizismus identifizierte – zu Felde gezogen war. Allerdings reagierte Freud in seiner Enttäuschung über das Scheitern des Liberalismus im ganzen eher unpolitisch auf die Verschlechterung des allgemeinen politischen Klimas, indem er den Kampf der äußeren Mächte gewissermaßen ins Innere des Menschen, in seine Psyche, verlegte und so eine »Politik der Seele« begründete (vgl. dazu ausführlich Schorske 1980/1982, 169 ff.).

Aber es gab auch ganz andere Reaktionen auf den anschwellenden Bocksgesang des Antisemitismus und auf die sich verschärfende Diskriminierung der Juden. Theodor Herzl (1860–1904), aus einer wohlhabenden jüdischen Familie Budapests stammend, religiös aufgeklärt, politisch liberal und kulturell deutsch, hatte in den 1890er Jahren als Pariser Korrespondent der *Neuen Freien Presse* die Erfahrung machen müssen, daß auch im Land der Aufklärung und der Revolution der Liberalismus in Bedrängnis geraten war. Das Frankreich der Dritten Republik war zerrissen von proletarischen Massenaufmärschen, staatlicher Korruption und antisemitischen Explosionen, die Herzls frankophile Haltung schwer erschütterten. Am Ende, nicht zuletzt unter dem Eindruck der Verurteilung von Dreyfus im Dezember 1894, kam er zu dem Schluß, daß die Toleranzbereitschaft der Nichtjuden höchst begrenzt und daß es sinnlos sei, durch Assimilation eine Versöhnung von Juden und Nichtjuden herbeiführen zu wollen. Als im Mai 1895 im französischen Parlament über die künftige Verhinderung einer jüdischen »Infiltration« debat-

tiert wurde und nur wenige Tage später Karl Lueger zum ersten Mal die Mehrheit im Wiener Gemeinderat errang, war für Herzl der Rubikon überschritten. Nach dem Besuch einer »Tannhäuser«-Aufführung, die ihn wie elektrisiert zurückließ (Schorske 1980/1982, 153 f.; Janik/Toulmin 1972/1998, 73), skizzierte er erstmals seinen Traum von der jüdischen Auswanderung aus Europa. Herzls zionistisches Projekt – die Gründung eines eigenen jüdischen Staates in Palästina –, zusammengefaßt in seiner Schrift *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage* (1896/2004), war die entschiedenste Antwort auf die Herausforderung, die der Antisemitismus für die Juden in Österreich ebenso wie in anderen europäischen Ländern darstellte (vgl. Wassermann 1921/2005, 109 ff.). Es berührt noch heute eigenartig, daß in derselben Stadt, in der der radikalste jüdische Freiheits- und Emanzipationstraum geträumt wurde, auch die Idee der nationalsozialistischen »Endlösung« ihren Ursprung hat (Janik/Toulmin 1972/1998, 70) – Wien war eben nicht nur Herzls, Freuds und Wittgensteins, sondern auch Hitlers Wien (Hamann 1996/2004). Herzls Lösungsvorschlag scheint für Freud im übrigen wenig Anziehungskraft gehabt zu haben.

Kakanien im Abendlicht

Um die Jahrhundertwende präsentierte sich die Doppelmonarchie als ein Koloß auf tönernen Füßen. In Wien herrschte trotz des Anscheins einer gewissen Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit so etwas wie permanente Untergangsstimmung, der »schale Geschmack von Niedergang« (Timms 1995/1996, 14), denn viele Zeitgenossen wußten oder ahnten zumindest, daß die Zukunft nichts Gutes bringen werde. Während die europäischen Großmächte, allen voran Deutschland, in einen hektischen Konkurrenzkampf um Kolonien, Einflußsphären und Schlachtflotten eingetreten waren und so die Dynamik eines neuen Zeitalters verkörperten, machte man in Wien weiter wie bisher. »Das Fortwursteln war zum politischen Prinzip der Habsburgermonarchie geworden« (Scheuch 2000, 8). Das Land war durch seine unge lösten Nationalitätenprobleme, d.h. durch die von Tschechen, Polen, Ukrainern, Rumänen und Kroaten ausgelösten Zentrifugalkräfte, die auch durch die über allen stehende Person des Kaisers nicht in Schach gehalten werden konnten, gelähmt und in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nachhaltig gebremst. Im Vergleich zu Deutschland, Frankreich und Großbritannien hinkte der Vielvölkerstaat in fast allen Belangen hinterher – vor allem industriell und

militärisch. Obwohl Österreich-Ungarn nach Rußland flächenmäßig das zweitgrößte Land Europas war und mit knapp fünfzig Millionen Einwohnern noch vor Frankreich und England den dritten Platz einnahm, steuerte es im Jahr 1900 nur 4,7 Prozent der Weltindustrieproduktion bei (Neitzel 2002, 49). Zwar gab es einige prosperierende Industrieregionen, in erster Linie Niederösterreich und Böhmen; zugleich aber verharrte das Land im Status eines Agrarstaates mit vollkommen zurückgebliebenen Gebieten. Wirtschafts- und finanzpolitisch war die Monarchie praktisch reform- und bewegungsunfähig, das Riesenreich trat gleichsam auf der Stelle: »[E]s war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz«, wie Musil die Lage kommentierte (Musil 1952, 35).

Diese Misere machte sich auch außenpolitisch insofern geltend, als es dem Kaiserreich nicht gelang, seine traditionell auf den Balkan ausgerichtete Politik in Stabilität und dauerhafte Erfolge umzusetzen. Seit dem Berliner Kongreß 1878 hatte Österreich Bosnien und die Herzegowina okkupiert und seiner Kontrolle unterworfen, wenngleich diese Provinzen formell nach wie vor Teil des Osmanischen Reiches waren. Als man im Herbst 1908 daranging, Bosnien auch formell zu annektieren, löste dies nicht nur im benachbarten Serbien, sondern auch bei den Großmächten Rußland, England und Frankreich Besorgnis und Proteste aus. Letztlich führte die Politik der Doppelmonarchie dazu, daß an ihrer Südflanke ein großserbischer Nationalismus erstarkte und der slawische Irredentismus Auftrieb erfuhr, die beide für permanente Unruhe sorgten.

Gleichwohl gilt die Zeit zwischen 1900 und 1914, die das »lange« 19. Jh. abschloß, als eine Ära des Glanzes und der Saturiertheit. Das Wien der Belle Epoque war, in seiner Symbiose von deutscher und jüdischer Kultur, ohne Zweifel eine führende Metropole der Alten Welt, ein geistiges Zentrum von bedeutender Ausstrahlung. Ob freilich das Urteil Hannah Arendts zutrifft, die antisemitische Agitation, die in den 1880er und 90er Jahren durch Schönerer und Lueger so heftig angeheizt worden war, habe nach der Jahrhundertwende allmählich nachgelassen (Arendt 1951/1993, 88), kann bezweifelt werden. Brigitte Hamann zeichnet ein anderes Bild – nämlich das einer Stadt, in der die antisemitischen Obsessionen stets virulent blieben und zusätzlich dadurch Nahrung erhielten, daß man Juden, russische Revolutionäre und Sozialdemokraten kurzerhand in einen Topf warf (Hamann 1996/2004, 488 ff.). Der scheinbare Glanz

der Vorkriegsjahre wurde auch dadurch beeinträchtigt, daß im Gefolge von linken Massendemonstrationen im Dezember 1906 das allgemeine Wahlrecht (für Männer, für Frauen erst 1919) konzediert werden mußte, was bei den Parlamentswahlen von 1907 dazu führte, daß Sozialdemokraten und Christsoziale zu den stärksten politischen Kräften aufstiegen. Beide Parteien, als moderne Massenparteien organisiert, waren prohabsburgisch und gegen eine engere Bindung an das Deutsche Reich, wie sie von den Deutschnationalen angestrebt wurde. Beide überlebten auch den Sturz der Monarchie und avancierten zwischen den Kriegen zu den größten und einflußreichsten politischen Parteien (Arendt 1951/1993, 92). Bei den Wahlen von 1911 mußten Sozialdemokraten und Christsoziale freilich Verluste zugunsten der nationalistischen Strömungen hinnehmen, weil in der Zwischenzeit die sozialen Gegensätze erneut von nationalen Spannungen überdeckt worden waren.

Österreich im Krieg

Das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 beendete mit einem Schlag den trügerischen Stillstand, in dem die Monarchie so lange verharrt hatte. Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau durch den Studenten Gavrilo Princip, hinter der man serbische Drahtzieher vermutete, gab nunmehr all jenen Kräften in Wien Auftrieb, die der Politik des ewigen »Fortwurstelns« überdrüssig waren und jetzt für ein hartes Durchgreifen plädierten, indem man eine »Züchtigung« Serbiens verlangte wie etwa der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf: »Nur eine aggressive Politik mit politischem Ziel vermag vor dem Untergang zu bewahren und Erfolg zu erzielen« (zit. nach Scheuch 2000, 30). Nachdem sich Wien einer Blankovollmacht Berlins, seines engsten Verbündeten, versichert hatte, die einen möglichen österreichischen Waffengang gegen Serbien einschloß (Winkler 2000, 330; Neitzel 2002, 168 f.), erging am 23. Juli ein hart formuliertes, auf Unannehmbarkeit hin angelegtes Ultimatum an Belgrad, dem die serbische Regierung zwar weit, aber nicht vollständig entgegenkam. Österreich zögerte nicht, Serbien am 28. Juli den Krieg zu erklären, was wiederum am 30. Juli die Gesamtmobilmachung Rußlands, der Schutzmacht Serbiens, auslöste. Daraufhin erfolgte umgehend die Kriegserklärung des Deutschen Reichs zunächst an Rußland (31. Juli), sodann an Frankreich, den Verbündeten Rußlands (3. August). Am 4. August, nachdem Deutschland durch seinen militärischen Einmarsch die Neutralität Bel-

giens verletzt hatte, trat Großbritannien mit der Kriegserklärung an Deutschland an der Seite Frankreichs und Rußlands in den Krieg ein. Zwei Tage später schloß sich Österreich-Ungarn der deutschen Kriegserklärung an Rußland an. »Der Topos vom ›unvermeidlichen Krieg‹ hatte schließlich objektiv erzeugt, was er subjektiv vorausgesagt hatte« (Neitzel 2002, 169). Die »Urkatastrophe« (George F. Kennan) des 20. Jh.s nahm ihren Lauf »Es sind schwere Zeiten«, schrieb Freud an Sándor Ferenczi (F/Fer II/1, 63).

In Österreich-Ungarn löste der Kriegsausbruch, ähnlich wie in Deutschland, in weiten Teilen der Bevölkerung, sogar bis in die Kreise der politischen Linken hinein, zunächst zustimmende Begeisterung aus. Endlich schien die Zeit des dekadenten Stillstands und entschlußlosen Abwartens vorbei. Manfred Scheuch spricht im Blick auf den patriotischen Kriegstaukel von einer »kollektiven Neurose« (Scheuch 2000, 35), obgleich es sich doch eher um eine kollektive Psychose gehandelt haben dürfte. Viele junge Männer meldeten sich als Freiwillige zur Armee, die Presse überschlug sich in antiserbisch-chauvinistischen Tönen (»Serbien muß sterben«), und angesehene Schriftsteller wie Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal liehen ihre Feder dem »Kriegsgott« und der österreichischen Propagandamaschine (Gay, 394). Auch Freud war anfänglich nicht frei von nationalistischen und bellizistischen Anwendungen, zumindest in seinen privaten Äußerungen (vgl. Brunner 1995/2001, 161 f.).

Je länger der Krieg freilich dauerte und je deutlicher wurde, daß die Mittelmächte nicht in der Lage waren, im Westen oder im Osten entscheidende militärische Siege zu erringen, desto angespannter wurde die Lage im Habsburgerreich. Nach dem Kriegseintritt Italiens auf Seiten der Entente (1915) sah sich die Monarchie gezwungen, eine weitere Front zu eröffnen, welche ihre militärischen und ökonomischen Kräfte vollends zu überdehnen drohte. Hinzu kamen die immensen Verluste im Feld, vor allem an der russischen Front: Bereits Ende 1914 hatte Österreich-Ungarn 200.000 Gefallene zu beklagen, ca. 250.000 Soldaten gerieten in russische Gefangenschaft. Die zunehmend schwierige Lage der Doppelmonarchie, die auch durch die militärischen Anstrengungen des Deutschen Reiches nicht kompensiert werden konnte, ermunterte die nationalistischen Kräfte mehr und mehr zu einer Politik der Opposition. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis Tschechen, Slowaken, Polen und die Balkanvölker sich vollständig vom Reich lösen würden.

Mit dem Tod des alten Kaisers im November 1916,

der das riesige Staatsgebilde in seiner Person bis dahin notdürftig zusammengehalten hatte, gewannen die zentrifugalen Bestrebungen erst recht die Oberhand. Schließlich signalisierte der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten an der Seite Frankreichs, Großbritanniens und Italiens im Frühjahr 1917, daß die Mittelmächte immer hoffnungsloser in die Defensive gerieten. Der deutsche Sieg über Rußland, der mit dem Diktatfrieden von Brest-Litowsk besiegelt wurde, kam zu spät, um die Situation insgesamt noch retten zu können. Schon der »Notwinter« 1917/18 in Wien, der die Bevölkerung einer harten Prüfung unterwarf, hatte gezeigt, daß die Energien Österreichs erschöpft waren. An der Heimatfront wurde die Lage immer unerfreulicher, Lebensmittel und Heizmaterial waren knapp – Freud sprach Anfang 1918 von einem »Kältetremor«, der ihn und seine Familie erfaßt habe (F/A, 253) –, dazu kamen die schlechten Nachrichten von den Fronten und von hohen Verlusten. Allen Durchhalteparolen zum Trotz war klar, daß Karl Kraus recht behalten sollte: Es waren zwar nicht *Die letzten Tage der Menschheit*, aber doch die letzten Tage der Habsburgermonarchie, die angebrochen waren.

Am 3. November 1918, nachdem die militärische Niederlage des Deutschen Reiches im Westen komplett war, unterzeichnete die letzte kaiserliche Regierung einen Waffenstillstand – der »böse Kriegstraum« (ebd., 266) war vorbei. Am 11. November, zwei Tage nach Ausrufung der Republik in Berlin und am selben Tag, an dem die Deutschen im Wald von Compiègne einen Waffenstillstand mit den Alliierten schlossen, trat die Regierung zurück, und Kaiser Karl I. verzichtete auf den Thron. »Ich weine übrigens weder *dem* Österreich noch *dem* Deutschland eine Träne nach«, schrieb Freud (F/E, 140), und: »Die Habsburger haben nichts als einen Dreckhaufen hinterlassen« (F/Fer II/2, 186 f.). Am 12. November wurde die Republik Deutschösterreich ausgerufen. Durch Wien ging eine brutale Hunger- und Grippe-epidemie, die Tausende von Menschen dahinraffte. Ein österreichischer Experte schätzte, daß im Winter 1918/19 die tägliche Energieaufnahme pro Person in Wien 746 Kalorien betrug (Gay, 429). Auf den Straßen der Hauptstadt kam es zu Unruhen und Auseinandersetzungen zwischen revolutionären und reaktionären Gruppen, und es dauerte Monate, bis sich die Verhältnisse wieder normalisierten.

Das kleine Österreich und das große Wien

Das nunmehr existierende neue republikanische Österreich umfaßte nur noch etwa ein Achtel des al-